Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium, Matth. 5, 20—24.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnet, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raca! wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein. Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe allda vor dem Altare und geh zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komme, und opfere deine Gabe.

Das kurze Sonntagsevangelium ist ein Abschnitt aus der langen Bergpredigt des göttlichen Heilandes, in welcher er zu Anfang die acht Seligkeiten verkündete. Welch einen ungeheuren Eindruck muß diese Predigt, die in den Beginn seiner öffentlichen Lehrtätigkeit fällt, auf seine Zuhörer gemacht haben! Sie brach mit dem ganzen Lehrsystem des Alten Testamentes, nicht als ob ihre Grundsätze denen des alten Gesetzes entgegengesetzt wären: denn beide haben Gott als ihren Urheber und können sich deshalb nicht widersprechen. Christus selbst erklärt den Unterschied zwischen dem alten und neuen Gesetze, indem er gerade bei dieser Gelegenheit sagte: „Glaubet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, sie aufzuheben, **sondern zu erfüllen.** Denn wahrlich sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht ein Strichlein oder ein Punkt vom Gesetze vergehen bis alles geschieht" (Matth. 5, 17). Die Beobachtung des alten Gesetzes bildet also den Anfang, die des neuen Gesetzes die Vollendung der Rechtschaffenheit; jenes war noch äußerst unvollkommen, dieses lehrt die Vollkommenheit.

Die Bergpredigt brach ganz entschieden mit dem Lehrsystem der Schriftgelehrten und Pharisäer. Hier war nicht mehr ein Verhältnis wie zwischen Vollkommenem und Unvollkommenem, hier bestand in vielen Dingen ein wirklicher Gegensatz. Denn die jüdischen Lehrer hatten dem Gesetze Gottes viele Satzungen und Erklärungen beigefügt, die, wenn nicht immer dem Buchstaben, so doch dem Gesetze des göttlichen Gebotes entgegengesetzt waren.

Anschließend an die acht Seligkeiten zeigt Christus an einer Anzahl von Beispielen, eine wie viel größere Vollkommenheit das neue Gebot verlangt als das alte. Der Inhalt unseres Evangeliums ist das erste davon.

Nach der Lehre der Schriftausleger jener Zeit war dem Gesetze vollständig Genüge geleistet, wenn der Mensch keinen Mord beging, nur der Mörder sollte dem Gerichte überliefert werden. Das war die allerniedrigste Stufe der einfachen Gerechtigkeit, wir sehen darin kaum einen leisen Anklang an die Nächstenliebe; es blieb gänzlich beim Aeußeren stehen und drang in keiner Weise in das Innere des Menschen vor. Christus billigt dieses Gebot und verdammt den Mord als die größte Ungerechtigkeit, aber er erklärt es für ungenügend. Denn wenn der Mord ungerecht und sündhaft ist, so ist auch alles, was zum Morde führen kann, soweit es vom freien Willen des Menschen abhängt, ungerecht und sündhaft. Und nicht bloß äußere Handlungen und Schmähworte, sondern sogar die Bewegungen des Herzens sind verdammenswert.

Der göttliche Lehrer verurteilt also den Zorn und empfiehlt die entgegengesetzte Tugend der Sanftmut. Wie im ganzen geistlichen Leben, so ist es auch hier unmöglich, das Böse zu meiden, ohne das Gute zu tun. Die Sünde und das Laster muß aus der Seele ausgetrieben und aus ihr fernegehalten werden durch die entgegengesetzte Tugend, und diese muß das Innerste der Seele in Besitz nehmen. Nicht bloß derjenige ist der Sünde ergeben, welcher äußerlich ihre Handlungen begeht, sondern auch derjenige, welcher innerliche Begierden darnach unterhält, ja sogar derjenige, welcher sich mit Wohlgefallen in lasterhaften Gedanken ergeht. Abgesehen davon, daß solche Gedanken und Begierden klar beweisen würden, daß ein solcher Mensch die Sünde liebt, würden sie ihn auch unfehlbar zu sündhaften Handlungen antreiben.

Jesus, das gottmenschliche Muster aller Tugenden, hat nebst der Demut eine ganz besondere Vorliebe für die Sanftmut gehegt. Bloß hinsichtlich dieser zwei Tugenden hat er, soweit wir aus den Evangelien wissen, uns ausdrücklich zur Nachahmung seines Beispieles aufgefordert, indem er sprach: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen" (Matth. 11, 29). Die Sanftmut nimmt auch in seinem erhabenen Programm der acht Seligkeiten einen der ersten Plätze ein: „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen" (Matth. 5, 4). Die beigefügte Begründung dafür, daß wir sanftmütig sein sollen, heißt nach den Erklärungen der hl. Väter, welche den ursprünglichen Text der Stelle erforschten, nicht bloß; daß die Sanftmütigen überall in Frieden und Ruhe leben und so gleichsam, als wären sie die Besitzer, überall zu Hause sein werden, die Phrase: „das Erdreich besitzen" bedeutet in der Sprache der hl. Schrift oftmals auch so viel als das Himmelreich, unsere künftige Erbschaft besitzen.

Auch in anderen der acht Seligkeiten finden wir das Element der Sanftmut wieder. „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden" (Matt. 5, 9). Wahrhaft friedfertig ist nur derjenige, welcher Frieden mit Gott, mit sich selbst und mit dem Nächsten hat. Frieden mit sich selbst kann nur der Mensch haben, in dessen ganzem Wesen die rechte Ordnung herrscht, so daß seine niedrige Natur der höheren, sein Leib dem Geiste untertan ist, und der Geist durch freiwillige Entscheidung sich selbst mit dem ganzen Menschen dem hl. Willen Gottes unterordnet. Ein solcher Mensch lebt auch im Frieden mit Gott; denn bloß die Sünde entzweit den Menschen mit Gott. Wie aber könnte der, welcher mit Gott und sich selbst im Frieden lebt, Unfrieden mit dem Nächsten haben, der ja ebenfalls ein Ebenbild und Kind Gottes ist, der gleich ihm zur Gottesfamilie gehört? Und nicht nur wird er selbst den Frieden mit allen Menschen bewahren, indem seine Sanftmut alle Schwierigkeiten überwindet, er wird auch überall Frieden stiften, überall Frieden um sich verbreiten. Gerade das letztere liegt auch in dem lateinischen Worte „Pacificus" — „Friedensstifter", das in unserer Sprache mit friedfertig wiedergegeben ist.

In heutigen Evangelium nimmt der göttliche Heiland auch hierauf besonders Bezug, wenn er sagt: „Wenn du deine Gabe zum Altare bringst und dich daselbst erinnerst, **daß dein Bruder etwas wider dich habe,** so laß deine Gabe allda vor dem Altare und geh zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder; und dann komme und opfere deine Gabe." Bei dem Friedfertigen und Sanftmütigen ist es ausgeschlossen, daß er etwas gegen seinen Bruder habe, daß er ihm zürne und ihm feind sei. Aber es mag sein, daß ein anderer trotzdem gegen ihn aufgebracht sei, sei es aus Mißverständnis oder aus bösem Willen. Und dieser will vielleicht entweder gar keine Versöhnung oder ist zu stolz, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun, obgleich die Schuld auf seiner Seite liegt; da ist es der Wille des Herrn, daß sein sanftmütiger Diener sich des schwachen Bruders erbarme und den ersten Schritt mache, gleich als wäre er selbst an dem Zerwürfnisse schuld.

Wie nehmen sich dieser göttlichen Lehre gegenüber die Bemerkungen vieler Christen aus, die Jünger Christi zu sein wähnen: „Jener hat mich beleidigt, er muß zuerst Abbitte leisten, bevor eine Versöhnung möglich ist" — „ich habe nichts gegen ihn, aber ich will nicht mehr mit ihm sprechen und nichts mehr mit ihm zu tun haben" udgl. mehr? Wie ist es möglich, daß manche vielleicht jahrelang sogar dieselbe Kirche besuchen, also „ihre Gabe zum Altare bringen", daselbst auch beten: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern" — und trotzdem an einander vorbeigehen, ohne sich den Gruß und den Segen des Herrn zu bieten? Sie haben offenbar noch nicht den ersten Grundsatz der Lehre des Heilandes erfaßt.

In den acht Seligkeiten hat Jesus zugleich allen etwaigen Ausflüchten und Entschuldigungen der Zornigen und Rachsüchtigen vorgebeugt. Diese werden nämlich stets die Schuld auf ihre Nebenmenschen schieben und zu beweisen suchen, daß dieselben ihnen großes Unrecht zugefügt haben. Dadurch wollen sie ihren Zorn und ihre Rachsucht und jegliche Verletzung rechtfertigen. Da sagt der Heiland: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden, um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel! (Matth. 5, 11.) In den meisten Fällen beruht das Unrecht, dessen ein Mensch den andern beschuldigt, auf Mißverständnis, Ungeschicklichkeit, Uebereilung, Schwachheit oder anderen menschlichen Unvollkommenheiten, nur selten auf wirklicher Bosheit. Aber sogar wenn der schlimmste Fall einträte, sogar wenn der Nächste aus teuflischer Bosheit alle möglichen Uebel dir antäte, so wäre das für einen wahren Nachfolger des Gekreuzigten noch kein Grund zu Haß und Rache: „Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel!" Noch in derselben Bergpredigt sagt Jesus auch: „**Liebet** eure Feinde (d. h., diejenigen, welche euch feind sind), tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden; auf daß ihr Kinder seid eures Vaters, der im Himmel ist" (Matth. 5, 44).

Aus dem Gesagten ist bereits ersichtlich, daß die Liebe zu Gott und dem Nächsten — die Liebe zum Nächsten ist ja nur die Liebe, welche sich von Gott auf sein Ebenbild weiterpflanzt — der Ursprung und Nährboden ist, aus dem die Tugend der Sanftmut entspringt und worin sie gedeihen kann. Darum schreibt auch der Apostel des Herrn: „Die Liebe ist geduldig, ist gütig; die Liebe beneidet nicht, . . . ist nicht selbstsüchtig, läßt sich nicht erbittern, denkt nichts Arges, . . . sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe hört nie auf" (1. Kor. 13, 4).

Mit der Liebe geht Hand in Hand die Barmherzigkeit, weshalb auch diese „Seligkeit" hierhergehört: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen" (Matth. 5, 7). Wäre die Sünde nicht in die Welt gekommen, so bräuchten wir keine Barmherzigkeit; denn dann wären alle Menschen leiblich und seelisch vollkommen und überaus glücklich. Aber durch die Sünde wurde der Mensch in vieles Unglück des Leibes und der Seele geführt. Gerade deshalb hat auch Gott sich des Menschen erbarmt und ihm die Erlösung gebracht. Deshalb soll auch jeder Mensch mit sich selbst und mit jedem Mitmenschen Erbarmen haben, je nach dem Maße seines Elendes. Des Menschen größtes Unglück aber ist die Sünde selbst. Und je tiefer er in Sünden steckt, je größer die Gefahr seiner ewigen Verdammnis ist, desto größer ist sein Unglück, desto herzlicheres Mitleid soll ihm zuteil werden. Deshalb sehen wir auch bei den Heiligen Gottes, diesen guten Nachahmern des Heilandes, daß sie alle mit einem innigen Mitleiden gegen die Sünder ausgezeichnet waren. Wo aber Liebe und Barmherzigkeit im Herzen wohnen, da bleibt kein Raum für Haß u. Zorn.

„Jesus, demütig und sanftmütig von Herzen, mache mein Herz dem deinen gleich!"

Wahre Gottesstreiter.

Die selige Emma.

Der Heiland erzählte einmal in einer Parabel (Matth. 21, 33—39) von einem Hausvater, der einen Weinberg pflanzte. Als die Zeit der Früchte genaht war, schickte er seine Knechte zu den Winzern, um seine Früchte in Empfang zu nehmen. Doch die Winzer ergriffen die Knechte und töteten sie. So zweimal. Zuletzt sandte der Hausvater seinen Sohn; denn er glaubte, an seinem Sohn sich zu vergreifen, das würden sie nicht wagen. Aber die Elenden ergriffen auch den Sohn und töteten ihn.

Ein ähnliches Ereignis trug sich im Anfang des 11. Jahrhunderts in Kärnten zu. In Friesach und Zeltschach hatte Landgraf Wilhelm, der Gemahl Emmas aus dem Geschlechte der Grafen von Preilstein, Gold- und Silbergruben. Die Knappen dieser Bergwerke waren durch den großen Verdienst so üppig und ausgelassen geworden, daß das Sprichwort ging, sie spielten mit dem Teufel um Goldstücke Kegel.

Da beschloß der Graf, seine beiden Söhne Wilhelm und Hartwig ihnen als Aufseher zu schicken. Die beiden jungen Grafen sahen sich nicht selten genötigt, Ausbrüche von Rohheit und Unsittlichkeit unter den Arbeitern zu ahnden. Ja eines Tages mußte der Graf einen Knappen wegen eines besonders schweren Verbrechens zum Tode verurteilen.

Die Verwandte schäumten vor Wut. Zehn von ihnen, Verwandte des Hingerichteten, schwuren blutige Rache. Sie lauerten den jungen Grafen auf und erschlugen beide.

Frau Emmas Leid war unbeschreiblich. Sie weinte sich fast die Augen blind und wich Tag und Nacht nicht vom Grabe ihrer Kinder.

Doch das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll. Ihr Gemahl führte in seinem Zorn über den Frevel ein Heer gegen die Knappen. Diese verschanzten sich in den Wäldern bei Friesach. Der Graf ließ ihre Verhaue stürmen und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an.

Doch, mochte nun auch sein Rachedurst gestillt sein, sein Herz war davon nicht stille; er war und blieb ein kinderloser Vater. Ja, zu dem Schmerz über den Verlust der Söhne kam jetzt auch noch die Pein der Gewissensbisse. Graf Wilhelm hatte keine Ruhe mehr, bis er sich eines Tages aufmachte, um durch eine Pilgerfahrt nach Rom sein Verbrechen zu sühnen und vom Statthalter Christi Lossprechung zu erhalten. Die Lossprechung wurde ihm zuteil und mit ihr wieder der Friede des Herzens. Aber seine irdische Heimat sollte der Graf nicht mehr sehen. Er starb, bevor er die Grenze derselben überschritt. Nun stand Emma als einsame Witwe in der Welt: arm inmitten allen Reichtums an Geld und Gut. Wer konnte trauriger sein als Emma? Mehrere Jahre lebte sie in tiefer Zurückgezogenheit. Das Leid lag ihr wie ein schwerer Stein auf dem Herzen und schien mit der Zeit nur noch schwerer zu werden. Aber siehe, unter dem Druck des Leides entsprang mit einem Male eine wundersame Quelle: der Born geläuterter Gottes- und Nächstenliebe. „Und hab' ich nicht mehr den Gemahl, dem ich dienen kann, und habe ich nicht mehr Kinder, die ich lieben kann, so will ich um so mehr dem einzigen Gott dienen und alle meine Brüder in Christo lieben; das geb' Kärntner Volk soll mir Sohn und Tochter sein." So sagte sich die einsame Gräfin, und sie beschloß, mit ihrem Vermögen einen Dom und ein Frauenkloster zu bauen und sich sich und all ihre Habe Gott zu opfern.

Alsbald wurde das Nötige herbeigeschafft und der Bau begonnen. Emma selbst leitete ihn. Jeden Abend saß sie auf dem Bauplatz auf einem Stein mit einem Geldkästchen auf dem Schoß, um den Arbeitern selbst den Lohn zu geben. Und so baute sie nicht nur ein Denkmal von Stein, sie baute auch ein unvergängliches Denkmal christlicher Nächstenliebe im Herzen des Kärntner Volkes.

Am 15. August 1012 wurden Kirche und Kloster durch Erzbischof Hildwin von Salzburg eingeweiht. Das Kloster war für siebzig Ordensfrauen berechnet, in dem Dom soll [illegible] Gottesdienst versehen: Gott lobsingen und Gottes Segen auf das Kärntner Volk herabflehen.

Bei der Einweihungsfeier legte die Gräfin Emma die Schenkungsurkunde auf den Altar. Dann ging sie zurück und trat als einfache Nonne in das neue Frauenkloster ein. Drei Jahre konnte sie noch den Klosterfrieden in der armen und doch so freudreichen Zelle genießen und sich auf den einzigen Frieden vorbereiten. Diesen fand sie am 29. Juni 1045 durch einen seligen Tod.

Emmas Stiftung wurde bereits im Jahre 1071 vom Erzbischof Gebhard von Salzburg mit Bewilligung des Papstes in ein Bistum verwandelt und hat großen Segen über das Kärntnerland gebracht.

Das leidvolle Leben dieser Frau mag uns bemeisen, wie „Gott jeden schlägt, den er als Kind annimmt" (Hebr. 12, 6). Und ihr seliger Tod sagt uns, wie mehr das Wort des Weisheitsbuches (3, 5) ist: „Eine kurze Zeit müssen die Guten Qual erdulden, dann wird ihnen viel Gutes zuteil. Denn Gott prüft sie und findet sie seiner wert. Wie Gold im Feuerofen prüft er sie, und wie ein Brandopfer nimmt er sie auf."

Cluny im südlichen Illinois, ein ehemaliges Benediktinerkloster.

Von P. Peter, O. S. B.

(Fortsetzung.)

In welcher Weise wir in Cluny praktisch sind, wird aus den folgenden Antworten erhellen, die wir hier den obigen Fragen in der gegebenen Reihenfolge gegenüber stellen:

1. In unserem Cluny sind wie in jedem anderen Benediktinerkloster die Bewohner in drei verschiedene Abteilungen gesondert. Sie sind nämlich 1) eigentliche Mönche, welche entweder Priester, Kleriker oder Kleriker-Novizen sind, 2) Laienbrüder und Brüder-Kandidaten, und 3) Studierende oder Zöglinge, welche Priester zu werden beabsichtigen.

Morgens, 20 Minuten vor 4 Uhr, erheben sich die Mönche (nicht die Zöglinge), von ihrem einfachen Lager; um 4 Uhr beginnt die Matutin, das Morgenofficium, im Chor, welchem die Laudes beigefügt werden; darauf folgt die Betrachtung und nach derselben wird täglich ein hl. Amt gesungen. Bei der Prim, dem ersten Tagesgebet, singt man auch das Martyrologium. Nach dem Frühstück bereiten sich die Einen auf den Unterricht vor, und die Anderen begeben sich an ihre Tagesarbeit. Jeder kennt genau seine Beschäftigung für jede einzelne Stunde des Tages; sobald er den Schlag der Glocke vernimmt, weiß er auch schon, was es bedeutet; gerade wie der Trommelschlag oder die Trompete dem Soldaten ankündet, was zu tun ist. Jedoch ist zwischen Mönchen und Soldaten der bedeutsame Unterschied, daß bei letzteren die Furcht das vorwiegende Motiv ihres Gehorsams ist, während der Mönch aus Liebe zu Gott handelt und einen ewigen Lohn für seine Opfer erwartet.

Vesper und Complet werden in Cluny täglich gesungen. Daß die Bearbeitung und Herausgabe dieser Lieder einen nicht unerheblichen Teil der Beschäftigung der Mönche in Cluny bildet, mag nebenbei erwähnt werden; ebenso, daß die Laienbrüder unter der Anleitung eines erfahrenen Paters Oekonom den Ackerbau für das nötige Brot besorgen.

Hiemit ist in Kürze die Frage beantwortet, was die Benediktiner in Cluny tun, und aus dieser Antwort läßt sich auch unschwer erkennen, daß gerade die einsame und abgeschlossene Lage des „waldumgrenzten Cluny" zur ruhigen und eine gewisse Geistessammlung erheischenden Beschäftigung der Mönche sich ganz vorzüglich eignet.

Nun zur zweiten Frage: Was können die Benediktiner in diesem Cluny nützen?

Es ist uns in der Tat nicht unbekannt, daß kein Mensch für sich allein lebt, noch auch für sich allein stirbt, und es geleitet uns ganz und gar nicht, die Wahrheit des Dichterwortes (Weber) an uns zu erproben:

„Willst du dir, und dir nur dienen,
Nirgends magst du Dank erwerben;
Schmachten wirst du, und am Ende
Vor dir selber mußt du sterben."

Ein jeder hat seine Verpflichtung gegenüber einem Jeden, mit dem er lebt, sowie gegenüber dem großen Ganzen, dem er als Teil angehört.

Nun können wir in Bezug auf Cluny verschiedene Punkte anführen, von denen jeder einzelne nach d. allgem. Urteile als ein Nutzen für das Land oder dessen Bevölkerung anerkannt wird. So z. B. treiben die Bewohner von Cluny Ackerbau, sie ziehen Weizen und anderes Getreide. Dies ist nach gewöhnlichen Begriffen die notwendigste Beschäftigung, und je mehr Menschen sich mit Ackerbau beschäftigen, desto besser ist es für das Land im Allgemeinen, also bezweckt man in Cluny wenigstens eine Sache, die verdienstlich ist.

2. Die Bewohner von Cluny erteilen Unterricht in verschiedenen Zweigen des Wissens, und zwar um Gotteslohn. Aus Nahe und Ferne kommen Schüler zu ihnen. Ihre Zöglinge erhalten aber nicht allein Unterricht, sondern auch Erziehung und zwar auf der einzig möglichen, nämlich der religiösen Grundlage. Es wird vor allem darauf gesehen, daß die Schüler die Lehren, deren Wahrheit sie erkannt haben, auch lieb gewinnen, schätzen und in Ausübung bringen. Wir sind beiseitig, unsere Zöglinge sobald wie möglich erkennen zu lassen, daß Cluny, wie jede wahrhaft katholische höhere Bildungsanstalt, eine Stätte der Religion und sittlichen Würde, des Anstandes und Fleißes und vernünftiger Ordnung ist. Wenn alle im Hause die gleiche Ordnung einhalten, wird der Einzelne gleichsam mitgetragen. Mit der Zeit erfährt der Zögling an sich, wie süß die mit Selbstüberwindung gepaarte Pflichterfüllung und wie leicht das Joch des Gesetzes ist, wie der göttliche Heiland es so nachdrücklich versichert. Diese auf eine altbewährte Disziplin gegründete religiös sittliche Durchbildung des Charakters, welche die jugendliche Leichtfertigkeit des Schülers zügelt und so manchen Ausschreitungen vorbeugt, und ihn so in wirksamer Weise auf seinen künftigen Beruf vorbereitet, sollte sich dieselbe inmitten der vielfachen und großen Versuchungen und Lockungen einer zahlreichen weltlichen Umgebung leichter und sicherer erreichen lassen als in der heiligen Stille und Abgeschiedenheit eines weltverlorenen Klosters? Nie und nimmer!

Mithin hat unser Cluny wieder etwas Verdienstliches u. Praktisches.

Ferner wird in Cluny das klösterliche Leben nach der Regel des hl. Benedikt, auf Grundlage der drei evangelischen Räte, als Beruf gepflegt. Dies will nichts anderes heißen, als daß die Clunyzenser sich bestreben, das arme, demütige, gottgeweihte und wohltätige Leben Christi nachzuahmen. Nun dürfte sich wohl kein wahrer Christ entschließen, den großen praktischen Nutzen zu bestreiten, den ein derartiger Lebensberuf, wie er in einem wohlgeordneten Kloster sich darstellt, der Kirche wie der Gesellschaft zu bringen geeignet ist. Man denke nur an das Gebet des Herrn mit Abraham betreffs der Rettung von Sodoma, die möglich gewesen wäre, falls nur eine geringe Anzahl von Gerechten in der verderbten Stadt sich gefunden hätte. Wie groß muß hienach die unschätzbare Wirkung des Gebetes frommer Ordensleute nur einer ganzen Gegend sein!

Abermals etwas für Cluny, was verdienstlich und nicht so gar unpraktisch ist.

Jetzt noch ein Wort über die letzte Frage: Warum sollen die Benediktiner in ihrem einsamen Cluny bleiben?

Darauf entgegnen wir: Der Eifer [illegible] und die Clunyzenser [illegible] Regel des hl. Benedikt, wo es heißt (48. Kapitel): „Dann sind sie wahre Mönche, wenn sie von der Arbeit ihrer Hände leben, wie auch unsere Väter und die Apostel." Dieser Ausspruch des hl. Ordensvaters gründet sich auf die hl. Schrift: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen" (Gen. 3, 19.) Dieses ist unser Erbteil von unseren Stammeltern her. Da wir diese Erbschuld nicht tilgen können, so treten wir sie getrost an und haben uns schließlich in mehr als einer Hinsicht noch ziemlich gut dabei. Schon der daraus entfließende geistige Vorteil ist ein reicher Entgelt für alle Mühe und Schweiß.

(Fortsetzung folgt.)